

2

Umgang mit Risiken

Mit Risiken umzugehen, ist eine zentrale Herausforderung des Lebens. Wer nicht richtig einschätzt, welche Gefahr ihr droht, spielt mit dem eigenen Leben, häufig auch mit dem anderer. Risiken gehen vom Verhalten Einzelner aus, aber auch vom aggregierten Verhalten von Gruppen – das heißt, es entsteht als Summe kollektiver Handlungen, die ungewollte Risiken produzieren, sei es für diejenigen, die sich an einer bestimmten Betätigung beteiligen, sei es für jene, die augenscheinlich unbeteiligt sind. Nicht alle Risiken lassen sich dabei verlässlich einschätzen: Entweder, wir wissen nichts über die Zusammenhänge, durch die aus einem Risiko eine konkrete Gefahr wird, etwa, ob beim Skifahren ein Lawinenabgang unmittelbar bevorsteht oder als – allzeit mögliches, aber je nach Witterung, Schneelage und anderen Einflussgrößen unterschiedlich wahrscheinliches – Risiko miteinkalkuliert wird. Oder wir unterliegen

einer Fehlwahrnehmung: Viele Menschen halten Reisen im Flugzeug für gefährlich, obwohl es – gerechnet auf Reisende, zurückgelegte Entfernungen und Flugreisen insgesamt – das wohl sicherste Verkehrsmittel ist. Selbst wenn neben die ‚normalen‘ Gefahren des Fliegens – etwa technisches oder menschliches Versagen – eine wöchentliche Flugzeugentführung träte, in deren Folge alle Passagiere sterben würden, schreibt Daniel Gardner (2008, S. 3, auch Mueller 2005), sei die Gefahr für Leib und Leben, wenn man statt zu fliegen auf das Auto umstiege, um das 20-fache höher. Im Versuch, ein Risiko zu umgehen (es also durch individuelles Verhalten zu verringern), gehen wir aufgrund einer Fehleinschätzung ein anderes, möglicherweise viel höheres ein. Ob ausweichend oder von Beginn an sind wir Risiken ausgesetzt, die wir nicht kennen. Ignoranz gegenüber Risiken, wie sie etwa bei Rauchen im 20. Jahrhundert vorherrschte, die dann Gegenstand vieler Entschädigungsklagen wurde, wäre hier zu nennen. Den bereits verstorbenen Rauchern halfen die gezahlten Kompensationen freilich nichts.

Infrage steht also unsere Fähigkeit, Risiken realitätsbezogen *richtig* einzuschätzen. Mangel an Information (absichtlich vorenthaltene ebenso wie fahrlässig nicht eingeholte Informationen), Fehleinschätzungen oder unzureichende Priorisierung von Risiken sind Probleme, denen wir im Umgang mit Risiken ständig ausgesetzt sind. Dieses Kapitel widmet sich deshalb dem Aspekt, wie mit Risiken ‚realitätsnah‘ umgegangen werden kann. Es liefert damit einen Einstieg in die Debatte um die Risikopolitik, indem aus individueller Sicht dargelegt wird, welche Risikoentscheidungen jede von uns tagtäglich treffen muss.

Der professionalisierte und bürokratisierte Umgang mit Risiken wird hier ebenso beleuchtet wie die Logik von Risikoratgebern. Das Kapitel bettet den ‚realitätsnahen‘ Umgang mit Risiken in die sozialtheoretischen Überlegungen Ulrich Becks ein. Seine These von der ‚Weltrisikogesellschaft‘ als von entgrenzten Risiken betroffenen, global in Risikozusammenhänge eingebundenen Menschen, deren Versuche, mit Risiken umzugehen, stets neue Risiken schaffen, wird erläutert und problematisiert.

2.1 ‚Richtiges‘ Risikoverhalten

Der Soziologe Ortwin Renn (2014; Renn et al. 2007) hat wohl das umfassendste Werk zur Risikopraxis vorgelegt. Seine akribisch recherchierten Bücher sind gleichwohl nicht so populär wie die seines 2015 verstorbenen Fachkollegen Ulrich Beck. In ‚Das Risikoparadox‘ (2014) wägt er ab, welchen ‚Bedrohungen‘ – also konkreten Gefahren – wir je nach Lebensstilen ausgesetzt sind. Er spielt auf der Basis statistischer Daten durch, wie ‚riskant‘ konkrete Risiken sind: Von Krebserkrankungen, Giften – durch Chemie, in Lebensmitteln –, Gewaltverbrechen und Suiziden, bis hin zu Großkatastrophen in Natur und durch Unfälle. Sein Fazit der Gefahrenanalyse ist in zweierlei Hinsicht erstaunlich: Einerseits lebten wir immer sicherer, da Gefahren systematisch eingegrenzt werden: Autos werden mit immer höheren Sicherheitsstandards ausgestattet, immer weniger Menschen fallen Krankheiten zum Opfer, weil diese heilbar werden; Lebensmittel werden immer besser untersucht, sodass zufällige Vergiftungen durch

Schimmel oder Chemie seltener werden. Wesentliche Risikofaktoren gehen also, so sein Fazit, von individuellem Verhalten aus. Auch wenn er sich davon abgrenzt, der häufigen, kurzschlüssigen Reaktion zu folgen, Erkrankte auch noch für ihr Schicksal selbst verantwortlich zu machen, so rät er doch zur präventiven Krankheitsvorsorge – deren Unterlassen dann aber wieder zur individuellen Verantwortung beiträgt, dass eine Erkrankung hätte verhindert werden können (Renn 2014, S. 133).

Mit anderen Worten: Wenn wir nur genügend Wissen hätten, mittels dessen wir uns auf Risiken einstellen, sie vermeiden oder managen könnten, ließen sich viele vorzeitige Todesfälle verhindern. Durch bessere Beherrschung von Technik oder Umwelteinflüssen verloren zudem diese Todesursachen an Bedeutung. Im Sinne einer ‚realistischen‘ Einschätzung führt Renn denn auch eine Unterscheidung zwischen absurden, möglichen und sicheren Gefahren ein, die auf das Wahrnehmungsproblem von Risiken verweist: Sichere ‚Einflüsse‘ wie Rauchen oder Übergewicht hätten gegenüber selteneren, aber katastrophalen Ereignissen zu wenig Neuigkeitswert. In der medialen Wiedergabe der Welt kommen seltenere deshalb prominenter vor als Alltagsrisiken. Ähnlich verhält es sich mit den ‚absurden‘ Gefahren, die zwar denkbar, aber kaum relevant sind: Erd- oder elektromagnetische Strahlen oder vergiftete Lebensmittel stuft er so ein. Die Zahl der potenziell Betroffenen macht deren Neuigkeitswert aus, klappt aber eklatant mit der Zahl der wirklich Betroffenen auseinander. Zudem ist diese Betroffenheit kaum eindeutig auf eine Ursache zurückzuführen, sodass ein Zusammenhang oft vage ist (vgl. Japp 1996).

Mangel an Wissen ist aber nicht der einzige Grund, warum wir Risiken oft eklatant falsch einschätzen: Was Dylan Evans ‚Heuristik‘ (2012, S. 72) nennt, ist ein kognitiver Prozess, indem nach verschiedenen geistigen ‚Faustregeln‘ entschieden wird, wie wahrscheinlich etwas ist. Wenn wir uns an eine Kategorie Zwischenfall ohne Probleme erinnern beziehungsweise sie uns problemlos vorstellen können, entweder weil solches uns oder jemandem aus unserem Bekanntenkreis widerfahren ist, halten wir sie für wahrscheinlicher, eine andere für abwegig. Diese geistige Orientierung geht aber verloren, wenn wir die Häufigkeit einer Gefahr durch Medien falsch, also übertrieben wahrnehmen – zumal, wenn Zwischenfälle wie beispielsweise Flugzeugabstürze medial wiederholt und damit in der Wahrnehmung aufgebläht werden. Da es Allerweltsunfälle aufgrund ihrer Häufigkeit kaum in die Berichterstattung schaffen, ihr Neuigkeitswert also niedrig ist, seltenere Vorfälle aber außergewöhnlich sind, deshalb einen hohen Neuigkeitswert besitzen und entsprechend häufig über sie berichtet wird, nehmen wir die Wahrscheinlichkeit umgekehrt proportional wahr: Wir halten seltene Vorfälle für wahrscheinlicher und unterschätzen alltägliche Gefahren.

Außerdem führt Evans Wunschdenken und ‚confirmation bias‘ als weitere Störfaktoren an. Was wir uns wünschen, halten wir instinktiv für wahrscheinlicher, während mit confirmation bias eine selektive Wahrnehmung gemeint ist: Was wir bereits zu wissen glauben (also für wahr halten), wirkt wie ein Filter auf die Wahrnehmung von neuen Informationen. Wo ein solcher Auswahlfilter wirkt, werden deshalb Informationen, die unser Vorwissen

nicht bestätigen oder sogar infrage stellen, als unglaubwürdig oder weniger relevant wahrgenommen und tendenziell ignoriert. In Tests konnte gezeigt werden, dass deshalb nach Gegenargumenten für eine Annahme häufig gar nicht gesucht wurde; wo von Probanden im Experiment gefordert wurde, Gegenargumente zu suchen und zu formulieren, sank die Rate der Fehleinschätzungen erheblich (Evans 2012, S. 89). Indem wir Risiken mit Vorfällen in der Vergangenheit vergleichen, unterbewerten wir die Unsicherheit, die der Gegenwart innewohnt: Im Nachhinein sehen wir, dass alles immer noch gut ausgegangen ist. In Echtzeit haben wir diese überlegene Einsicht nicht zur Verfügung, die Ungewissheit ist also umso größer, weil wir zwar ein neues Phänomen mit Erfahrenem vergleichen, aber wissen, dass es sein kann, dass wir etwas übersehen haben mögen – eine falsche Analogie, ein verstärkender Faktor, ein äußerer Einfluss, die die Riskantheit verstärken. Im Umgang mit Risiken sind also Störfaktoren zu berücksichtigen, weil der instinktive oder intuitive Umgang mit Risiken fehleranfällig ist (vgl. Bonß 1995; Pidgeon et al. 2003).

Evans' ‚Risikointelligenz‘, verschiedene Faktoren in ein angemessenes Verhältnis zu setzen, fassen andere Autoren als Ratschläge zum Umgang mit Risiken: Renn schlägt beispielsweise für die weltweite Ernährungssicherheit vor, Funktionen in gesellschaftlichen Systemen zu dezentralisieren. Einem Totalausfall eines Systems wird dadurch vorgebeugt, indem Funktionen in vielen autonomen Teilbereichen angesiedelt werden. Techniken und Organisationsformen zu diversifizieren soll verhindern, dass sich eine spezifische Anfälligkeit auf alle Bereiche erstreckt und so das System insgesamt lahmlegt. Wenn Infrastrukturen

redundant entworfen werden, also mit Puffer und Vorrat geplant und Systembestandteile robust sind, können Störeinflüsse abgefedert werden. Systeme und Funktionen müssten so gestaltet werden, dass sie Fehler aushalten bzw. funktionsfähig bleiben, wenn Fehler auftreten (Renn 2014, S. 502–503). In immer komplexer organisierten gesellschaftlichen Abläufen – Wirtschaft, Infrastruktur, Versorgung – muss Risiken für die Funktionsgrundlagen von Gesellschaft vorgebeugt werden. Auch diesen systembezogenen Risikovorkehrungen werden abhängig von Risikowahrnehmung gestaltet.

Gardner (2008, S. 289–300) beobachtet, dass, während wesentliche Todesrisiken – wie Krankheiten, Hunger oder verdorbene Nahrung – praktisch ausgerottet wurden und die Lebenserwartung deshalb über Generationen kontinuierlich angestiegen ist, die menschliche Furcht ebenfalls wuchs. Ein Mangel an (historischer) Perspektive sei ein wesentlicher Grund für diese Entwicklung – aber nicht der hinreichende. Gardner argumentiert, dass zu einer Analyse von Risiken und ihrer (Fehl-)Wahrnehmung gehöre, Furcht und Sorge als wirtschaftlichen Faktor zu verstehen und mitzudenken. Nicht nur sind Medien an der Produktion von Risiko beteiligt – weil Nachrichten über Unglücke und grausame Abbildungen die Auflage oder Klickzahlen steigen lassen. Spezielle Wirtschaftssegmente haben sich gebildet, die davon profitieren, wenn sich die Kundschaft fürchtet. Angst und Sorge werden, so Gardner (2008, S. 295) dadurch verstärkt, dass solche Geschäftsinteressen Informationen lancieren, die, durch

die Medien wiedergegeben, den Eindruck erwecken, dass nichts sicher sei (vgl. Beiträge in Pidgeon et al. 2003). Mit einer Information, dass die Zahl der Einbrüche angestiegen sei, kommen deshalb zahlreiche Hinweise, wie man sich vor Einbrüchen schützen solle – die Verkäufer von Alarmanlagen, Türschlössern und supersicheren Fenstern reiben sich die Hände. Im Zeitalter gezielter Werbung erscheint dann auf der App neben dem Bericht über die Einbruchstatistik eine Anzeige, die für Kameras wirbt, durch die man auf dem Smartphone jederzeit die eigene Wohnung überwachen kann.

Risiken einschätzen

Risiken müssen zwischen individuellen und gesellschaftlichen Risiken unterschieden werden, wobei letztere auf gesellschaftliche Systeme bezogen sind; Systeme sind bei unterschiedlicher Komplexität unterschiedlich anfällig für Störungsrisiken.

Das Wissen über Risiken ist dabei stets unvollständig, oft verfälscht und (manipulativ) beeinflusst. Unser Umgang mit Risikowissen ist defizitär, weil wir häufig nicht die Kompetenzen haben, die vorhandenen Informationen richtig zu verstehen. Wahrnehmungsverzerrungen, selektive Auswahl von Risikofaktoren und historische Einordnungen sind häufig einem Risiko nicht angemessen: Unser Erfahrungswissen ist meist nicht deckungsgleich mit dem technischen Wissen.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Wir alle sind Risiken ausgesetzt, über die wir nicht alles wissen. Was wir wissen beeinflusst, wie wir auf Risiken reagieren, das heißt, wie wir uns auf das Eintreten eines Schadens vorbereiten oder wie wir versuchen, es zu vermeiden. Jedes soziale Handeln birgt das Potenzial, neue Risiken hervorzubringen.

Zudem ist unser Wissen anfällig: Es ist anfällig für Fehleinschätzungen, *confirmation bias* oder Manipulation durch andere, die eine Reaktion hervorrufen wollen. Zudem sind wir selbst nicht durchgehend kompetent, alle Risikoinformationen zu verstehen und zu verarbeiten. Während die Lebensrisiken abgenommen haben, wuchs durch mediale Repräsentation der Wirklichkeit und durch wirtschaftliche Interessen, die die Risikokommunikation prägen, die Furcht vor Risiken. Wie sich der Umgang mit Risiken international auswirkt, zeigen Ulrich Becks Überlegungen zur Weltrisikogesellschaft, die im Folgenden dargestellt werden.

2.2 Leben in der Weltrisikogesellschaft

Ulrich Beck beschreibt, was es bedeutet, in einer Zeit zu leben, in der Risiken einerseits globalisiert sind und andererseits von immer weniger umfassend zuständigen Institutionen bearbeitet werden. In „Risikogesellschaft“ (1986), das viel Aufmerksamkeit erregte und zum Bestseller wurde, beschreibt er, wie als Effekte der Moderne Risiken entstehen, die kaum mehr kontrollierbar sind. Dass das Buch ein Bestseller wurde, liegt u. a. auch daran, dass die Katastrophe von Tschernobyl mit seinem Erscheinen koinzidierte. Aber es stellte auch eine Zeitdiagnose dar, die von wachsendem Unbehagen an den Errungenschaften der Moderne untermauert wurde, das von Umweltverschmutzung (Waldsterben, kontaminierte Flüsse, ‚Saurer Regen‘ etc.)

und Zukunftsängsten ausging. Tschernobyl, ein Kernkraftwerk in der heutigen Ukraine, explodierte, als ein Kühlkreislauf ausfiel; eine Kernschmelze konnte gerade noch verhindert werden. Bei der Explosion wurde radioaktiver Staub in die Atmosphäre geschleudert und dann mit den Wettersystemen über ganz Europa verteilt. Insbesondere die Jod- und Cäsiumisotope wurden dabei berühmt, weil das Jod-131 als Alphastrahler besonders gefährlich, aber mit einer kurzen Halbwertszeit, Cäsium-137 als Gammastrahler zwar weniger gefährlich, aber dafür mit einer Halbwertszeit von 30 Jahren ein langfristiges Problem ist. In den unmittelbar betroffenen Bereichen der Sowjetunion hätten viele Leben gerettet werden können, wenn Jodtabletten verteilt worden wären, die die Jodspeicher in der Schilddrüse mit nichtradioaktivem Jod gefüllt hätten – sodass das radioaktive Isotop nicht aufgenommen worden wäre. Der Mangel an Information und lückenhafte Krisenvorbereitung verhinderten dies. Auch wenn die Informationspolitik der Sowjetunion dürftig war – zuerst wurde geleugnet, dass überhaupt etwas passiert war, dann beschönigt und verharmlost – so zeigte die Katastrophe und die staatliche Reaktion auf die Strahlung, die in Westeuropa ankam, dennoch, dass auch im Westen nicht recht klar war, wie man mit einer solchen Situation umgehen sollte.

Der Strahlenunfall von Tschernobyl illustriert die Risiken, die die Moderne produziert und reproduziert: Zunächst ist die Kernkraft eine Technologie, die vergleichsweise neu ist; nach der ersten Atombombenexplosion, zunächst im Test in der Wüste von New Mexico am 16. Juli 1945, und den beiden Atombomben auf

Hiroshima und Nagasaki wusste man, dass nukleare Energie technisch so eingehegt werden musste, dass die physikalische Kettenreaktion, die die Energie freisetzt, nicht eskaliert. Die Eskalation ist der Funktionsmechanismus der Atombombe, die Kettenreaktion zu dosieren die Herausforderung der Kernkraft zur Energiegewinnung. Die 1950er Jahre waren von einem generellen Fortschritts- und Machbarkeitsglauben geprägt. Obendrein verspürten die industrialisierten Länder einen wachsenden Energiehunger – die Menschen begannen nämlich, Konsumgüter zu kaufen, wie Elektroherde, Kühlschränke und dergleichen, die in jener Zeit zu Massengütern wurden. Entsprechend stieg der Energieverbrauch pro Kopf massiv an. Die Atomkraftwerke, in fast allen Staaten in dieser Zeit beschlossen, geplant und gebaut, sollten dieses Energieproblem lösen helfen (vgl. Nolte 2006).

Was dabei nicht bedacht wurde, war einerseits, dass die Risikoabschätzung schwer möglich war, weil Erfahrungen fehlten. Zwar wurden Szenarien wie der GAU (Größter Anzunehmender Unfall) entworfen, aber gleichzeitig mit extrem geringen Wahrscheinlichkeiten versehen: Das sogenannte Restrisiko setzt sich nämlich aus den gewonnenen Erfahrungen mit den Systemen, bauartbedingten potenziellen Fehlern etc. und einer Unbekannten zusammen, die aus noch nicht gemachten Erfahrungen bzw. unvorhersehbaren Ereignissen resultiert. Der Anteil der Unbekannten sinkt also im Lauf der Zeit, wobei ein Risiko nie komplett auszuschalten ist. Mit Verweis auf die scheinbar bestehenden und höher als berechnet einzuschätzenden Restrisiken der Atomnutzung wurde in Deutschland nach dem Unfall in Japan 2011 der Ausstieg aus der

Kernenergie begründet. In dem Zusammenhang ist allerdings zu beachten, dass der Begriff Restrisiko zumindest irreführend ist, denn Sicherheitsvorkehrungen in Japan waren vorhanden, aber nicht für das Ausmaß der Tsunamiwelle ausgelegt, die dann eintrat.

Risiko ist nicht wertfrei: ein wesentlicher Faktor für die Reaktion nach 2011 dürfte gewesen sein, dass man vorher immer auf die unterlegene Technik in der Sowjetunion verweisen konnte (Grafitreaktor, der als unsicherer gilt als die im Westen verbreiteten Leichtwasserreaktoren, und menschliches Versagen), Japan aber als technologisch gleichrangiges Land gesehen wurde. Erst im Lauf der Ermittlungen wurde deutlich, dass dort ebenfalls Sicherheitseinschätzungen unterlaufen und Anlagenkontrollen abgesprochen worden waren, weil wechselseitige Kontrollen aus Politik und Wirtschaft unterblieben. Da die Eliten aus Politik und (Atom-)Wirtschaft eng verflochten waren, könnte man von institutionellem Versagen in der Risikoeinschätzung sprechen. Allerdings bestand in Japan eine grundlegende Zustimmung zur Kernkraft (anders in Deutschland), weshalb sich keine durchschlagende politische Bewegung bildete, die mehr Kontrollen hätte durchsetzen können, geschweige denn einen Ausstieg.

Risikokalkulation speist sich aus vergangenen Erfahrungen, und so können nur sich wiederholende Risiken erkannt werden, nicht aber das komplett Neue, Andersartige. Hinzu kommt, dass – wie im Fall der Atomkraftnutzung – neue Problemstellungen entstehen: Wie geht man mit den Risiken um, die von der Wiederaufarbeitung, Transport und Lagerung, insbesondere der Endlagerung ausgehen. Wenn Gesellschaften nuklearen Abfall

produzieren, der einige tausend Jahre strahlt und oben-drein extrem giftig ist, wie können sie sicherstellen, dass der Umgang mit diesen Risiken rational und durchgängig gewährleistet ist: Wird die Leistungsfähigkeit gesellschaftlicher Institutionen in hundert, dreihundert oder neunhundert Jahren ausreichen, um die notwendigen Maßnahmen dauerhaft zu erbringen, die Strahlung einzudämmen und eine Verstrahlung von Trinkwasser und Atemluft zu verhindern? Wird der Wohlstand so hoch sein, dass die Ressourcen vorhanden sind, den Müll zu sichern, zu kühlen, ggf. Behälter zu reparieren und dergleichen? Werden die dann Lebenden überhaupt wissen, womit sie es zu tun haben?

Ulrich Beck illustriert an diesem Beispiel wie an anderen, dass die Errungenschaften der Moderne, insbesondere technische Neuerungen, Risiken mit sich bringen, deren Reichweite und Ausmaß nicht absehbar waren, als die Technologie eingeführt wurde. Was Beck ‚reflexive Modernisierung‘ oder ‚Zweite Moderne‘ nennt, ist ein Kreislauf von technischem Fortschritt, damit verbundenen Risiken und technischer Antworten auf die technischen Risiken (Beck 1986, S. 254–263). Technik produziert zwar einerseits Risiken, aber Technik kann auch helfen, Risiken zu bearbeiten und zu beherrschen. Allerdings gehen von dieser Technik wiederum Risiken aus, die wiederum bearbeitet werden müssen – ein nicht endender Kreislauf.

Zur Weltrisikogesellschaft wird die Risikogesellschaft, wenn Risiken nicht mehr national begrenzt sind. Beck hat diese These später ausgearbeitet, wenngleich sie im

Gedanken der Risikogesellschaft schon angelegt ist. In der Weltrisikogesellschaft überschreiten Risiken Grenzen, betreffen potenziell die ganze Weltbevölkerung. Dies trifft insbesondere für Risiken zu, wie sie vom Klimawandel ausgehen, wobei der Nutzen der Technologie, die zum Klimawandel geführt hat, in den reichen Staaten des Nordens am größten war, während von den Risiken alle betroffen sind – erschwerend aber kommt hinzu, dass die ärmeren und zum Teil schwachen Staaten in der Risikovorsorge geringere Spielräume besitzen als jene im globalen Norden (Beck 2007, S. 126–128). Beck ist hier nicht zuzustimmen, dass Risiken egalitär wären und alle gleichermaßen betreffen, denn es ist ein Unterschied, ob man in einem Industriestaat lebt, in dem Vorsorge finanziell und organisatorisch geleistet wird, oder in einem Staat, in dem Risiken nicht kollektiv begegnet wird.

Umweltrisiken und wirtschaftlichen Risiken rühren von Techniken und einem modernen Wirtschafts- und Lebensstil her, dessen Folgen sich unbeabsichtigt katastrophal zuspitzen können. Gewissermaßen sind sie systemische Risiken, die von intendierten Risiken unterschieden werden müssen, wie beispielsweise Terrorismus sie darstellt. Durch einen innovativen Plot können Terroristen nämlich genau die Planbarkeit und Risikokalkulation unterlaufen, durch die Staaten und ihre Sicherheitsapparate in der Regel versuchen, solche Taten zu verhindern (Beck 2007, S. 253). Dass US-Sicherheitsdienste in den letzten Jahren dazu übergegangen sind, Hollywoods Drehbuchschreiber und Ideenentwickler in ihre Kontingenzplanungen einzubeziehen verwundert nicht, um auch abseitige, bisher nie dagewesene Szenarien mitzubedenken. Das aber heißt, das sich Wiederholende gegenüber

dem Einzigartigen einer einzigen Inzidenz (Zwischenfall) herabzustufen. Im Übrigen baut auch in Deutschland das Auswärtige Amt die Arbeit mit Szenarien aus. Beck argumentiert demgegenüber, dass der einzelne terroristische Anschlag nicht bedacht werden kann – die Spirale der Vorsorge dreht sich weiter, während im Prozess, vorauszu-denken und entsprechende Verhinderungsmaßnahmen zu treffen, Bürgerrechte und Freiheiten aufgegeben werden. In der Leugnung, dass von Risikopräventionsmaßnahmen selbst Risiken ausgehen, wird der Kreislauf sogar beschleunigt (vgl. Amoores 2013).

Beck (2006, 2007) arbeitet heraus, wie in sich widersprüchlich, ja ironisch, der Zustand im 21. Jahrhundert ist: Während die politischen Räume in Form der modernen Nationalstaaten voneinander getrennt sind, zwingen die globalen Risiken die Menschen zusammen. Das Lokale und das Globale lassen sich nicht mehr voneinander unterscheiden. Reaktionsmöglichkeiten sind laut Beck (2007, S. 97) Verleugnung, Apathie oder Transformation. Die Verweigerung sei der Modus der Moderne, wobei der Kreislauf der Risikoproduktion fortgesetzt und beschleunigt wird: Indem Gesellschaften und politische Entscheidungsträger sich der Erkenntnis der Riskantheit ihres Tuns verweigern, produzieren sie fortgesetzt neue Risiken, die dann wieder bearbeitet werden müssen. Die Apathie beschreibt Beck als Nihilismus, dem nichts wert genug ist, sich dafür zu engagieren. Die dritte Variante, für die er recht ausdrücklich plädiert, ist das kosmopolitische Moment.

In der Erkenntnis von Risiken, die alle betreffen, liegt eine fundamentale Frage an alles Existierende. Althergebrachtes Wissen wird infrage gestellt, Gewissheiten

zerbrechen, wenn fundamentale Risiken für nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Gemeinwesen, ja vielleicht die Menschheit als ganze bestehen. Beck sieht darin eine Möglichkeit, einen neuen Anfang zu wagen, andere Arten zu entwickeln, auf der Welt miteinander umzugehen. Sein Ansatz versucht, eine Sichtweise zu entwickeln, die das Potenzial zur Selbstzerstörung, das menschlichem Handeln innewohnt, in eine Balance bringt mit der Möglichkeit, alte Lebensweisen zu überwinden und neue zu entwickeln. Wichtig ist hier für Beck, dass Risiken nicht mit Katastrophen gleichzusetzen sind¹: Sie sind *potenzielle* Katastrophen. In dem Moment, da sich das Risiko verwirklicht, verliert es seinen Risikocharakter, es wird zur Katastrophe. Das bedeutet aber, dass das Wesen von Risiken ist, dass sie in der Antizipation, in der Vorstellungswelt, im Potenzialis bleiben. Die Vorsorge – sei es zur Kompensation oder zur Prävention – stellt ihr wesentliches Merkmal dar.

Reaktionsmöglichkeiten auf Risiken: Verweigerung, Apathie, und Transformation (vgl. Beck 2007, S. 97–107).

Verweigerung = Modus der Moderne.

Apathie = Nihilismus ohne Wertorientierung.

Transformation = kosmopolitisches Moment, Alternativen können entwickelt werden.

Die Risiken sind also schon verflogen, wenn die Katastrophe einsetzt. Das aber heißt, dass Risiken von unserer Vorstellungswelt abhängen, von symbolischen Formen, von Visuellem. Die Fantasie von Hollywoods Drehbuchautoren

¹Vgl. Kap. 3 zu Foucault-inspirierten Ansätzen.

zu nutzen, liegt nahe, denn die hatten New York fiktional schon zigfach in Flammen aufgehen lassen, ehe Terroristen das WTC angriffen. Kulturell vermischt sich also im Risiko das Fiktionale mit dem Faktischen, das Imaginierte mit dem Realen. Die Technologie des Risikos (vgl. Kap. 3) beruht auf der Kombination von bekannten Faktoren; Beck argumentiert deshalb, dass Statistiken und Stochastik (als harte Fakten) nach fiktionalen Kriterien kombiniert werden. Argumente wie von Renn (2014) oder Gardner (2008), dass die Welt heute sicherer sei denn je, sind für Beck also hinfällig, denn in dem Ausmaß, in dem sich die Vorstellungswelt Risiken zuwendet, wächst auch der Bedarf, diesen zu begegnen.

„Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“ – so Hölderlin in „Patmos“. Auf diese Überlegungen angewendet heißt das, dass die Antizipation der Gefahr das Risiko ausmacht, und dass die sich daraus entwickelnde Politik das Rettende erst möglich macht.² Ohne einen antizipativen Umgang mit Risiken wäre es nicht möglich, vorzusorgen, zu versichern, das Risiko produktiv zu machen. Beck aber reiht die Vorsorge, die das Risiko erst produziert, in den Kreislauf von Risiko, seiner technologischen Bearbeitung und neuem Risiko ausgehend von Technologie ein. Er macht sie so zum strukturellen Charakteristikum der Moderne. Auch ein rationaler und wissenschaftlicher Umgang mit Risiko

²Hölderlins Gedicht richtet sich auf die Gotteserkenntnis; seine Frage, wie sich göttliche Wahrheit erkennen ließe, steckt in der bangen Antizipation der Risiken in der reflexiven Moderne, die sie selbst erschafft und mithin auch für ihre eigene Erlösung zuständig ist.

hängt von politischen Entscheidungen, Wertvorstellungen und ethischen Abwägungen ab, deshalb kann Risikopolitik nicht wertfrei gedacht werden.

Für Christopher Daase (2002) ist deshalb internationale Risikopolitik immer dort relevant, wo Ungewissheit erfordert, Entscheidungen auf der Basis unvollständiger Informationen zu treffen. Normative Erwägungen sind darin zwangsläufig enthalten. Risiken unterscheiden sich international von Bedrohungen dadurch, dass letzteren ein Bedrohungsdreieck zugeordnet werden kann: Ein Akteur existiert, von dem Bedrohungen ausgehen, dieser Akteur muss über erkennbare, klare Intentionen sowie das entsprechende Potenzial verfügen, also die Möglichkeit besitzen, im Sinne der Bedrohung ‚gefährliche‘ Handlungen vorzunehmen (Abb. 2.1).

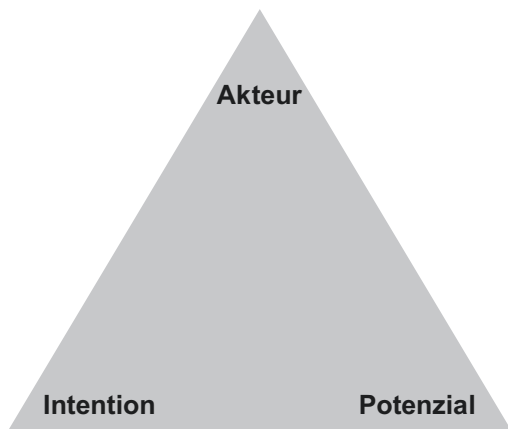


Abb. 2.1 Bedrohungsdreieck nach Daase (2002, S. 15)

Dort, wo wenigstens eine der Ecken dieses Dreiecks nicht vorhanden oder unklar ist, handelt es sich nicht um Bedrohungen, sondern um Risiken. Daas Risikobegriff ähnelt dem von Beck, wenn er die Reaktion auf anteilige Ungewissheit als *proaktive Risikopolitik* beschreibt, die ‚in Antizipation zukünftiger Probleme, Bedürfnisse und Veränderungen Entscheidungen‘ (2002, S. 18) trifft. Proaktive Risikopolitik kann dabei auf Ursachen bezogen sein (vorbeugende Risikopolitik) oder auf Wirkungen (vorsorgende Risikopolitik). Zu den Instrumenten proaktiver Risikopolitik gehören Vernetzung und Information, um die Unsicherheiten zwischen Staaten abzumildern, also beispielsweise Fora wie die OSZE, die ein Krisenpräventionsbüro unterhält, oder Konsultationsmechanismen wie der NATO-Russland-Rat.³ Solche Gremien bedürfen einer gewissen Robustheit, denn gerade in Krisen werden sie benötigt und müssen funktionieren.

Eine risikopolitische Intervention liegt dann vor, wenn durch Zwangsmaßnahmen ein Schaden abgewendet bzw. die Wahrscheinlichkeit seines Eintritts verringert werden soll – anders als in den oben erläuterten Organisationen geschieht dies nicht kooperativ, sondern gegebenenfalls konfrontativ. Hier ist eine Abwägung von kurzfristigem Nutzen und langfristigen Kosten, etwa bei Regimewechsel

³Paradoxerweise wurde der NATO-Russland-Rat wegen der Georgienkrise 2008 und zuletzt zwischen April 2014 und 2016 wegen der Annexion der Krim und der Ukraine Krise ausgesetzt. Politische Arrangements wie der NATO-Russland-Rat stehen vor dem Dilemma, dass erhöhte sicherheitspolitische Risiken aus Spannungen resultieren können, die durch Kommunikations- und Wissensdefizite entschärft werden könnten, gleichzeitig aber Druck entsteht, nicht ‚wie bisher‘ zu kommunizieren (vgl. NATO 2016).

und Regimestabilisierung, zu bedenken. Denn unintendierte Nebenfolgen, vergleichbar der reflexiven Risiko-produktion, führen mitunter dazu, dass internationale Interventionen kaum erreichen können, was sie anstreben (Bliesemann de Guevara und Kühn 2010, S. 181–198).

Risikopolitische Kompensation liegt nach Daase vor, wenn kooperativ die Höhe eines Schadens verringert werden soll. Das könnten zum Beispiel Versicherungen tun, aber vor allem Staaten in individueller oder kollektiver Vorsorge. Dazu gehören Vorräte an Medikamenten gegen Seuchen, Puffer in der Energie-, insbesondere Ölversorgung, dazu gehören aber auch wechselseitige Sicherheitsgarantien: Betroffene (in dem Fall Staaten) diversifizieren Risiken, indem sie sie auf mehrere Schultern verteilen. Dieses System ähnelt Versicherungen auf Gegenseitigkeit. Das Problem ist hier die Bemessung von Prämien und welche Maßnahmen für die Absicherung taugen – sowie der Folgeprobleme, die sich als unintendierte Folgen zeigen. So kann das Wirtschaftswachstum zurückgehen, wenn für Vorsorgemaßnahmen Kapital aus dem Wirtschaftskreislauf abgezogen wird. Risikopolitische Präparation, also Vorbereitung auf den Katastrophenfall, ist schließlich nach Daase die letzte Form der Risikopolitik. Hierbei wird Infrastruktur ‚gehärtet‘, um sicherzustellen, dass ein Staat auch nach einer Katastrophe oder einem Angriff noch funktionsfähig und steuerbar ist.

Daase beschreibt als Paradoxie (Beck nennt das Ironie) der Risikopolitik, dass Vorbeugung und Vorsorge den Umgang mit Risiken beeinflussen und umgekehrt: dazu gehört, dass Risiken nicht richtig eingeschätzt werden, also zu hoch oder zu niedrig angesetzt werden. Risiken

entstehen demnach aus dem Umgang mit Risiken – wie in Becks Idee. Für Daase entspringen Risiken nicht den Technologien, sondern werden von Menschen verursacht, die sich ihrer bedienen. Auch hier wirkt die Ungewissheit: Da die Effekte von ergriffenen Maßnahmen nicht vollständig absehbar sind (Folgen und Nebenfolgen), ist das wahre Risiko einer Handlung nicht mehr abzuschätzen, je komplexer Systeme sind und je weniger offenbar ihre Zusammenhänge sind (vgl. Japp 1996).

Da Risiken nie wirklich gleich verteilt sind, stellt sich das Problem wie diese Zuschreibung von Risiken und ihren Kosten analysiert werden soll. Beck scheint hier nicht ganz sicher zu sein. Einerseits sind in seinem Konzept der Weltrisikogesellschaft die Menschen in ihrer potenziellen Betroffenheit von Risiken gleich. Andererseits legt er dar, dass Machtdifferenziale von politischen und wirtschaftlichen Akteuren den Ausschlag geben, wer für andere definieren kann, wie diese vom Risiko betroffen sind:

„The inequalities of definition enable powerful actors to maximize risks for ‚others‘ and minimize risks for ‚themselves‘. Risk definition, essentially, is a power game. This is especially true for world risk society where Western governments or powerful economic actors define risks for others“ (Beck 2006, S. 333, vgl. auch Beck 2007, S. 64–73).

Die Frage der Verantwortlichkeit stellt sich: Wenn Risiken aus menschlichen Handlungen entstehen, wer ist dann für die Folgen verantwortlich? Umgekehrt: Wenn menschliche Handlungen, insbesondere politische Entscheidungen, die Kollektive betreffen und für sie bindend

sind, ungeahnte Konsequenzen in Form von neuen Risiken haben können, welche Entscheidungen sind dann überhaupt verantwortbar?

Die Weltrisikogesellschaft kennzeichnen folgende Aspekte (Beck 2007, S. 103–104, auch 2006, S. 333–335):

1. De-lokalisierung: ‚Ursachen und Wirkungen eines Risikos sind nicht auf einen geographischen Ort oder Raum begrenzt‘ (Beck 2007, S. 103), sondern im Grundsatz überall präsent.
Drei Varianten der De-lokalisierung können unterschieden werden:
 - a) räumlich: die neuen Risiken (wie beispielsweise Klimawandel, Krankheiten) halten sich nicht an nationalstaatliche Grenzen und politische Regelungsräume;
 - b) zeitlich: die neuen Risiken haben einen ‚langen Atem‘ (z. B. Atommüll), ihre Auswirkungen und Effekte sind nicht verlässlich zu bestimmen oder zeitlich einzugrenzen;
 - c) sozial: die Komplexität der betroffenen Phänomene und Kaskaden von Effekten und Nebeneffekten erschweren oder verhindern die Zuordnung von Ursachen und Wirkungen, verlässliche Gegenmaßnahmen sind deshalb nicht möglich (z. B. Finanzkrise).
2. Unkalkulierbarkeit: die Konsequenzen der Risiken können nicht kalkuliert werden; ihnen liegen ‚hypothetische‘ Risiken zugrunde, die auf wissenschaftlich begründbarem Nichtwissen beruhen und ‚normativem Dissenz‘ unterliegen.

3. Nicht-Kompensierbarkeit: in der ‚ersten‘ Moderne sei der Sicherheitstraum die wissenschaftlich begründete wachsende Kontrolle von Folgen von politischen und technologischen Entscheidungen; zwar können Unfälle passieren, aber sie können kompensiert werden. Nicht so in der Risikogesellschaft der zweiten Moderne: Wenn sich das Klima unumkehrbar geändert hat, wenn humangenetische Manipulationen unveränderlich im Genom weitergegeben werden, wenn terroristische Gruppen Massenvernichtungswaffen besitzen, wird Kompensation illusorisch.

Diese neue Qualität des Risikos ist nach Beck eine Bedrohung für die Menschheit⁴, weshalb, wie er mit Bezug auf Francois Ewald (vgl. dazu Abschn. 3.3) feststellt, die Logik der Kompensation zusammenbricht und durch das Vorbeugungsprinzip der Prävention ersetzt wird. Dann nämlich bekommt Prävention den Vorzug vor Kompensation, und auch die Antizipation und Verhinderung überhaupt des Eintretens von Risiken, von deren Existenz wir nichts verlässlich wissen, werde zum Imperativ (Beck 2007, S. 104). Mit anderen Worten: Wenn ein Schaden nicht mehr ‚entschädigt‘ werden kann, muss das Eintreten des Schadens verhindert werden. Das aber verändert das Wesen der politischen Maßnahmen und ermöglicht strikte Regulation des Lebens, was potenziell die Freiheit gefährdet (Amoore 2013, S. 61–66).

⁴Während Daase eine Bedrohung aus den vollständigen Faktoren des Bedrohungsdreiecks erkennen will, erweist sich Beck als begrifflich weniger rigoros. Er mischt hier Bedrohungen und Risiken, wobei nicht klar ist, ob er Daases Kriterien für anwendbar hält.

Risiken sind nicht nur ein Vorsorge-Problem, etwa indem Kapital angespart wird, um Schäden zu kompensieren, für die modernen Gesellschaften, sondern auch für die Art, wie sie grundsätzlich operieren. Denn die Gesellschaften versuchen durch rationale Kalküle, den Risiken beizukommen. Wenn aber die Rationalität nicht mehr belastbar ist, weil die Grundlagen der Kalkulation verschwinden, die Kalkulationsbasis des Risikos also nicht gewusst werden kann, dann werden partikuläre Risikoeinschätzungen entscheidend. Terrorismus wäre ein Beispiel (vgl. Kap. 10). Beck beobachtet, dass sich im Risikodiskurs Rationalität und Hysterie verwischen. Wissenschaft und andere Institutionen, die rationales Wissen erzeugen sollen, werden immer misstrauischer beobachtet, weil ihre Expertisen selbst als risikobehaftet (nicht als falsch, aber auch nicht als Lösungsbeitrag) gelten.

Der Zusammenstoß der Risikokulturen (begrifflich nicht zufällig entlehnt bei Huntington) zeigt sich laut Beck

- in einer Frage von Leben und Tod, nicht einfach von Individuen oder einzelnen Staaten, sondern potenziell von ganzen Gemeinwesen,
- in Entscheidungen, die diese Entwicklung herbeiführen, die innerhalb eines zeitlichen und epistemischen Horizonts des Nichtwissens getroffen werden, ohne dass die Verantwortung für diese Folgen wahrgenommen oder gesehen würde,
- im Verschwinden der experimentellen Logik von Versuch und Irrtum. Wenn die potenziellen Folgen katastrophal sind, sei nicht zu entscheiden, ob etwa eine

kleine Menge genetisch manipulierter Nahrung in Umlauf zu bringen möglich sei, oder nur eine kleine Menge Nuklearenergie, oder nur ein bisschen therapeutisches Klonen? Wo liegt die Grenze, wer darf sie ziehen?

Unterschiedliche Risikokulturen bedingen, wie viel Risikotoleranz angesichts der Mitbetroffenheit anderer besteht. Anders formuliert: wie bindend und irreversibel kann Regulierung sein, wenn wir die kulturellen Unterschiede in der Risikoperzeption und Unwissenheit einbeziehen? Besonders wenn die Konsequenzen eine fundamentale Veränderung dessen bedeuten, was es heißt Mensch zu sein? Zwei unterschiedliche Risikophilosophien treten hier in Konkurrenz: einerseits das *laissez faire*, das davon ausgeht, dass etwas sicher ist, solange nicht bewiesen ist, dass es unsicher ist; andererseits die Philosophie der Vorsorge, die davon ausgeht, dass nichts sicher ist, solange nicht bewiesen ist, dass es harmlos ist. Diese Kulturen zeigen sich beispielsweise im Rechtssystem der USA und in Europa, wobei die USA, etwa bei Zulassung von Arzneimitteln oder chemischen Wirkstoffen sich eher an *laissez faire*, Europäer dagegen eher am Vorsorgeprinzip orientieren.

Ulrich Beck sieht im Risiko die Möglichkeit einer Katharsis, also eines Moments, in dem sich die Augen öffnen und erkannt wird, dass alle in ihrer Betroffenheit vom Risiko gleich sind und dass Risiken nur kooperativ bearbeitet werden können. Ein solcher Weckruf erzwingt ein kosmopolitisches Moment, also eine Basisloyalität mit allen, die sich in der gleichen Situation befinden.

Allerdings scheint der Optimismus, den Beck hier durchscheinen lässt, keineswegs zwingend: Denn es ist nicht sicher, dass nicht Konfrontation und Misstrauen herrschen und politische Akteure sich in einem Nullsummenspiel den größten Anteil eines schrumpfenden Kuchens sichern wollen. Immerhin beschreibt ja Beck selbst, dass die Zuschreibung von Riskantheit – zu Phänomenen, aber auch zu Bevölkerungsgruppen (vgl. Kap. 6) – Ausdruck von Macht ist. Vielleicht spricht Beck die letzte Konsequenz nicht aus, in deren Logik es läge, dass entscheidende Machthierarchien den Ausschlag geben, wer von Risiken betroffen sein wird und wer für diese besser vorbereitet ist. Letztlich sind für Beck die außergewöhnlichen, potenziell katastrophalen Risiken wichtig – Alltagsrisiken spielen dagegen eine untergeordnete Rolle.

Was kennzeichnet die Weltrisikogesellschaft?

Inwiefern verändern ‚neue‘ Risiken die althergebrachten politischen Beziehungen und ihre Strukturen?

Was meint Ulrich Beck mit ‚reflexiver Modernisierung‘?

Welche Möglichkeiten bestehen laut Beck im Umgang mit Risiken – was bedeuten sie?

Wie verhält sich die potenzielle Universalität von Risiken mit den Machtbeziehungen, nach denen Risiken zugeschrieben werden? Welche Rolle spielt die ‚wissenschaftliche Unwissenheit‘?

Räumlich, zeitlich, sozial entgrenzte Risiken: Welche Beispiele sind denkbar?



<http://www.springer.com/978-3-658-15520-9>

Risikopolitik

Eine Einführung

Kühn, F.P.

2017, VIII, 215 S. 7 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-15520-9